



Warum der Westen im Kampf gegen den Terror so versagt hat.

Und was jetzt zu tun ist

ZUM THEMA

Politik

Das Ende der Realpolitik. Der Westen braucht eine neue Strategie im Umgang mit der islamischen Welt, Seite 3

Prävention, Sicherheit, Vernetzung: Wie die Macht des IS eingedämmt werden kann, Seite 6

Wie Paris mit der Angst umgeht, Seite 10

Der Aufstand gegen die Kanzlerin ist abgeblasen – die Anschläge von Paris schaffen eine neue Lage, Seite 12

Dossier, Fußball

Unterwegs mit Marine Le Pen – die Vorsitzende des rechten Front National wettet seit Jahren gegen Migranten und Muslime, Seite 19

DFB-Manager Oliver Bierhoff über Länderspiele in Zeiten des Terrors, Seite 26

Feuilleton, Glauben & Zweifeln

Der Berliner Politologe Herfried Münkler über den unmöglichen Krieg, Seite 49

Der französische Philosoph Étienne Balibar plädiert für Frieden, nicht für Sieg. Der Krieg würde Europa zerstören, Seite 50

Wir haben für den IS getötet – ein Gespräch mit Tätern, Seite 64

ABSAGE DES LÄNDERSPIELS

Wir sind der Feind

Auch Deutschland muss sich auf islamistische Anschläge einstellen. Und neu überlegen, wie stark der Staat sein soll **VON HEINRICH WEFING**

Noch, so scheint es, ist unser Glück nicht aufgebraucht. Womöglich ist Hannover, ist Deutschland einem grauenhaften Terroranschlag entgangen, in letzter Minute. Bei Redaktionsschluss am

Dienstagabend war die Faktenlage noch dünn, die Begründung für die Absage des Länderspiels gegen die Niederlande vage. Wie fast immer in solchen Fällen muss sich die Öffentlichkeit auf die Einschätzung der Behörden verlassen, muss auf die Abwägung der Verantwortlichen vertrauen. Und wie immer ist das Argument, im Zweifel habe man für die Sicherheit entscheiden müssen, nicht zu widerlegen.

Vielleicht wäre es besser gewesen, das Spiel nach den Anschlägen von Paris gar nicht erst anzusetzen, auf all die hohe Rhetorik vom Symbol gegen den Terror zu verzichten. Sportlich hatte die Begegnung ohnehin jeden Wert verloren, dieses Länderspiel sollte nur noch aus einem einzigen Grunde stattfinden: damit es stattfindet.

Verdrängen und ignorieren – das geht nach Paris und Hannover nicht mehr

Und doch ist es keine Niederlage, das Spiel abzusagen. Es ist kein Einknicken vor dem Terror. Wir sollten uns gar nicht erst in die binäre Logik vom Triumph des Terrors oder der Niederlage der Zivilisation hineinbegeben. Cool müssen wir bleiben, als Bürger und als Gesellschaft, entschlossen, auch hart. Und vor allem: vernünftig. Und wenn es eben vernünftig erscheint, eine Großveranstaltung abzusagen, um nicht Zehntausende Menschen zu gefährden, dann ist das Begründung genug. Aus Trotz ins Risiko zu gehen wäre absurd.

Natürlich schafft eine solche Absage Unsicherheit und Nervosität. Natürlich fördert sie Angst. Und natürlich drängt sich jetzt die Frage auf, was mit den Spielen der Bundesliga am Wochenende sein wird, mit den Weihnachtsmärkten im ganzen Land, die demnächst öffnen. Kann man da noch hingehen, ohne Sorge, mit den Kindern? Wie soll die Polizei dort überall für Sicherheit sorgen? Eine Polizei, die seit Jahren ausgedünnt wird und aktuell durch die Flüchtlingskrise über alle Maßen belastet ist?

Anders gesagt: Können wir unseren Alltag überhaupt noch leben, wie wir es gewohnt sind, ins Restaurant gehen, auf Konzerte, mit der Bahn fahren? Oder müssen wir jede größere Menschenmenge meiden, Schlangen fürchten, Flughäfen fernbleiben?

So richtig ernst haben wir die Erklärungen des Bundesinnenministers nie genommen, Deutschland sei gefährdet. Vielleicht haben wir nicht wirklich glauben wollen, dass auch die friedfertige, durch und durch zivile Bundesrepublik mit einem Anschlag rechnen muss, jederzeit, überall. Oder wir haben es verdrängt. Zu erfolgreich haben die deutschen Dienste bislang gearbeitet, zu häufig kamen die Fahndungserfolgsmeldungen, zu treu blieb uns unser beinahe schon gespenstisches Glück. Aber so muss es nicht immer bleiben. Und Verdrängen und Ignorieren geht nun nicht mehr.

Nicht wegen Hannover. Sondern wegen Paris. Wir sprechen nicht von Krieg wie Frankreichs Staatspräsident François Hollande oder der Papst, wir benutzen, zu Recht, ein anderes Vokabular, aber wir leben nicht in einer anderen Welt als die Menschen in Frankreich und Belgien. Und Beirut.

Auch uns können Anschläge islamistischer Terroristen treffen, und irgendwann, so steht zu befürchten, werden sie uns treffen. Jetzt muss auch Deutschland die Nervenstärke beweisen, die viele Nachbarländer längst zeigen, all die Länder, die seit Jahren mit dem Terror leben.

Und Deutschland muss sich noch einmal all die Fragen vorlegen, die uns spätestens seit dem 11. September 2001 quälen und nicht mehr loslassen. Wir müssen neu überlegen, was uns die Freiheit wert ist und was die Sicherheit und wie beide in ein vernünftiges Verhältnis gebracht werden können. Haben wir aus der NSA-Affäre die richtigen Schlüsse gezogen? Leisten wir uns womöglich doch zu viel Datenschutz? Spionieren wir zu wenig, daheim und im Ausland? Verkennen wir die wahre Bedrohung für unsere liberale Gesellschaft? Nur eines darf bei diesem notwendigen Nachdenken nicht herauskommen: dass wieder nur, wie schon so häufig in der Vergangenheit, die Gesetze schärfer werden, aber die Polizei nicht stärker wird.

www.zeit.de/audio



Vernunft als Waffe

Kann eine islamische Theologie Islamismus verhindern?
Christ & Welt Seite 2



Beten für Paris

Warum beten gegen den Terror naiv ist, aber notwendig
Christ & Welt Seite 3, 4



Muhammed trifft Mendelsohn

Wie die jüdische Gemeinde Flüchtlingen ihr Berlin zeigt
Christ & Welt Seite 5

KREUZ & QUER

Die Macht sei mit uns

Was hat Luke Skywalker mit dem Papst gemein? Auf den ersten Blick nicht viel: Der eine ist jung, der andere jung geblieben, der eine missioniert mit dem Laserschwert, der andere mit dem Christuskreuz. Bei genauerer Betrachtung fällt auf: Beide teilen einen kindlichen Glauben an eine höhere Macht, die sie umgibt, sie durchstrahlt und dazu bringt, Berge zu versetzen, wenn nötig. Kurz vor Weihnachten startet der neue *Star Wars*-Film, garantiert ohne Franziskus, aber vielleicht mit Luke Skywalker (so ganz klar ist das noch nicht). Für den Kinderglauben ist die Rückkehr der Macht zur Weihnacht ein Geschenk. Die Sage ist gelebtes Weihnachtschristentum. Da denken selbst die Nicht-Kirchgänger am Ende: Das Gute gewinnt ja doch immer. **RAOUL LÖBBERT**

Kleine Bilder (v. o. n. u.): Miguel Medina/AFP/Getty Images; C&W: Thomas Koehler/photothek.net

ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de

ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
Fax 040 / 42 23 70 90,
E-Mail: abo@zeit.de

PREISE IM AUSLAND:
DKR 47,00/FIN 7,30/NOR 61,00/E 5,90/
KANAREN 6,10/F 5,90/NL 5,10/
A 4,80/CHF 7,30/I 5,90/GR 6,50/
B 5,10/P 5,90/L 5,10/HUF 1990,00

N° 47

70. JAHRGANG C 7451 C





Menschen stellen Kerzen auf und bitten Gott um Beistand gegen den Terror. Ist das naiv? Was Beten wirklich leistet

GROSSAUFNAHME SEITEN 3 & 4

Empört euch (nicht)!

Gegen den Terror von Paris helfen nur Vernunft und Mitgefühl. Ein Plädoyer wider die Leidenschaft in aufwühlenden Zeiten

VON ALFRED GROSSER

Die Menschen weinen, legen Blumen nieder am Ort des Massakers. Es sind stille Botschaften der Würde und der Solidarität, die nach den Anschlägen von Paris zu beobachten waren. Demonstrationen gab es keine, diese waren aus Sicherheitsgründen verboten. Dennoch ist die Solidarität allgegenwärtig, stehen Menschen überall Schlange, um der Opfer zu gedenken und den Überlebenden Blut und Plasma zu spenden. In den Krankenhäusern wurde seit Freitag das Personal verünftlicht. Aus ganz Frankreich trafen Ärzte, Krankenschwestern, Pfleger ein. Bis heute bieten auf Twitter unzählige Menschen Obdach an, wollen jedem helfen, der unter Schock steht und sich sorgt, ob die Angehörigen sicher sind und überlebt haben.

Wie waren die Attentate möglich? Einige Zeugen wollen gehört haben, dass die Mörder im Bataclan riefen: »Wir bestrafen François Hollande!« Damit meinen sie dessen Engagement in Syrien und die französischen Bomben auf den Islamischen Staat. Dafür spricht: Der erste identifizierte Attentäter heißt Omar Ismail Mostefai. Bei der Leiche eines anderen Attentäters fand sich ein syrischer Pass. Es stimmt: Frankreich kämpft gegen den IS und fühlt sich von Deutschland und Großbritannien allein gelassen. Schließlich bekämpft die Türkei mit Russland und Assad die Kurden und damit die einzige Volksgruppe, die dem IS bislang die Stirn bot. So befreiten kurdische Einheiten erst kürzlich Sindschar an der irakischen Grenze zu Syrien.

Insoweit haben die Anschläge von Paris bei aller Tragik einen positiven Nebeneffekt: Sie haben die französische Regierung gelehrt, dass Frankreich in seinem Kampf doch nicht allein gelassen wurde von Europa und ihm nicht nur Amerika in dieser Situation zur Seite steht. Die Amerikaner fliegen zwar das Gros der Angriffe (nur vier Prozent der Luftschläge gehen von französischen Flugzeugen aus), haben aber mit dem Irakkrieg, den sich Bush und Blair mit falschen Fakten passend logen, die Grundlage für den IS und die Destabilisierung der Region geschaffen.

Aber nicht nur sein Engagement im Nahen Osten macht Frankreich für den Islamischen Staat zum Ziel. Auch in Mali haben französische Truppen Massenmorde von islamischen Fundamentalisten im Alleingang verhindert. Zudem ist Frankreich das Land Europas, in dem der Laizismus gesellschaftlicher Konsens ist und die Mehrheit ein Burka-Verbot in der Öffentlichkeit nicht nur duldet, sondern befürwortet.

Doch die Attentate zeigen auch, dass das Wort »Krieg«, das nicht nur François Hollande, sondern auch viele Medien seit Freitag in den Mund nehmen, an der Tragweite der Geschehnisse vorbeigeht. Denn gegen wen führt Frankreich nun Krieg? Gegen den IS? Gegen den hat es schon vorher Angriffe geflogen. Gegen Flüchtlinge? Gegen die Muslime schlecht-

hin? Schon heißt es von rechts: Frankreich sei »moscheisiert« (»la mosquéeisation«). Marine Le Pen hält sich noch zurück, sagte aber bereits, dass die Franzosen in Frankreich seit Freitag nicht mehr in Sicherheit leben können. Bereits vor den Anschlägen hatte sie vermutet, dass sich unter den aufgenommenen Flüchtlingen Terroristen befinden.

Damit die Toten nicht politisch instrumentalisiert werden, kündigten alle Parteien nun an, den Wahlkampf für die Regionalwahlen im Dezember unterbrechen zu wollen. Doch schon jetzt ist klar: Der Front National darf hoffen, von einer neuen Welle der Fremdenfeindlichkeit und des Antisemitismus profitieren zu können. Seine Sprache und Parolen ähneln dabei denen von Pegida und der AfD, wobei sich alle Ver-

teidiger des Abendlands mal die Frage stellen sollten, welches Abendland sie da eigentlich verteidigen. Das Abendland der Millionen Toten des Ersten Weltkriegs, das Abendland des Holocaust oder das des Kolonialismus? Wer kann in Europa in Anbetracht der eigenen Geschichte ernsthaft glauben, der Islam könne rein gar nichts Gutes beitragen zum Abendland, ja er könne dem Abendland sogar schaden, wie es sich und der Welt in der Geschichte nicht längst bereits geschadet hat?

Die Zeit der Trauer ist nun angebrochen, nur muss man Trauer heute in einem neuen und globalen Sinn verstehen, der über die Anschläge von Paris hinausgeht. Der Schriftsteller Navid Kermani hat diese Trauer über Grenzen und Religionen hinweg in seiner Friedenspreisrede



Der Politologe und Publizist Alfred Grosser ist seit 40 Jahren als Franzose um Deutschland besorgt.

eindringlich wie ergreifend beschrieben. Vor einiger Zeit vernichtete der IS beispielsweise mit den Waffen des 20. Jahrhunderts in der syrische Wüste zwei jahrhundertalte Klöster. Diese Klöster waren

Orte der Verständigung zwischen Christen und Muslimen. Die Mönche, die dort lebten, schätzten, ja liebten den Islam sogar, ähnlich wie die Mönche im algerischen Tibhirine, die 1996 von islamischen Fundamentalisten entführt und kurz darauf enthauptet wurden.

Diese Wertschätzung, diese Liebe kann ein Vorbild sein trotz allem. In Frankreich wie in Deutschland gibt es zahlreiche Orte der Verständigung zwischen Christen, Muslimen und Humanisten. Sind Wertschätzung und Verständigung nun naiv oder eine Voraussetzung für ein friedliches Zusammenleben? Viel hängt davon ab, wer jetzt in Politik und Medien das Wort ergreift. Ich hoffe, dass es in Frankreich die geistigen Erben des großen Orientalisten Louis Massignon sein werden. In Deutschland könnte Rupert Neudeck eine solche Stimme sein. Allein für sein Engagement in Syrien hätte Neudeck den Friedenspreis schon längst verdient. Unter den Journalisten sei der Rundfunkreporter Martin Durm genannt, der auch noch als Augenzeuge berichten kann, dass die Menschen in Damaskus oder Beirut dem Zerrbild widersprechen, das Pegida und Marine Le Pen gerne von ihnen zeichnen.

Letzten Endes geht es in Deutschland wie in Frankreich um den seit der Aufklärung schwelenden Kampf zwischen aggressiver Leidenschaft und mitfühlender Vernunft. Wenn Reinhard Kardinal Marx etwa in einem »Spiegel«-Interview sagt: »Man kann nicht zugleich katholisch und fremdenfeindlich sein«, ist das keine Kritik an Horst Seehofer und seiner CSU. Es ist viel mehr. Es ist die Aufforderung, die ethischen Prinzipien, zu denen wir uns alle verpflichtet haben, auch ernst zu nehmen und mit Vernunft zu leben. Denn die größte Schwäche der Leidenschaft ist es schon immer gewesen, dass sie taub ist für das Leid der anderen. Das hat der wechselseitige Hass zwischen Deutschen und Franzosen gezeigt, der letztendlich zum Ersten Weltkrieg führte. Deshalb sind wir alle heute aufgefordert, uns mit mitfühlender Vernunft für die Vernunft und die Verständigung zu engagieren. Vielleicht können wir dann verhindern, dass der Hass unsere Gesellschaften überschwemmt.

BRIEF AN MEINEN SOHN

Was ich Dir wünsche

Es sollte ein schöner Fußballabend werden

VON PETRA BAHR

Warum machen die das? Warum sind diese Männer so böse? Du hast mich voller Erwartung angesehen. Wie Kinder ihre Eltern eben ansehen, die man alles fragen darf. Die erste Halbzeit des Länderspiels zu gucken war als Wochenendfreude geplant. Lange aufbleiben. Mit der Nationalelf feiern. Ein Freitagabendtraum für kleine Fußballfans. Ich konnte Dir schlimme Bilder im Fernsehen ersparen, aber nicht das Wissen um das, was passiert ist. Warum sind diese Menschen so böse? Auf manch eine Frage bin ich Dir schon früher eine Antwort schuldig geblieben, weil ich im Physikunterricht nicht aufgepasst habe. Diesmal ist es anders. Ich muss Dir gestehen, dass ich keine Antwort habe.

Was bringt junge Männer, fast Jungs noch, dazu, mit so einer kalten Gewalt andere Menschen zu ermorden? Viele sind gerade mal zehn Jahre älter als Du. Sie rufen den Namen Gottes an und verbreiten das Böse. Sie sind so voller Hass, dass sie nur im Töten einen Ausdruck finden. Mein liebes Kind, das, was in Paris und an vielen Orten dieser Welt passiert, ist ganz und gar ohne Sinn. Es ist auf das Gegenteil ausgerichtet. Auf ein Höchstmaß von Unsinn, von Unordnung, von Schrecken. Ich sehe, wie Dein grenzenloses Zutrauen in die Schönheit der Welt Schaden erleidet. Wie Du, fröhlich und unversehrt, doch



erste Spuren davonträgst von Verletzlichkeit im Angesicht des Terrors. Auf Deine Frage keine Antwort zu haben ist schwer erträglich. Deshalb schreibe ich heute auf, was ich Dir wünsche.

Ich wünsche mir, dass das Böse niemals die Übermacht über Dein Leben gewinnt, auch nicht das Böse, das aus Rache erwächst. Ich wünsche mir, dass Du begreifst, wie kostbar es ist, in Wohlstand und Freiheit aufzuwachsen, in einem Land, wo der Respekt vor der Religion, vor der je eigenen Art zu leben, vor der ganz eigenen Einzigartigkeit eines jeden, ein hohes, ja das höchste Gut ist. Ich wünsche mir, dass Du Dich weiter geborgen weißt in einer Welt, die so viele Unsicherheiten bereithält. Ich wünsche mir, dass Du misstrauisch wirst, wenn Dir zu einfache Lösungen empfohlen werden. Ich wünsche mir, dass Du Dich einsetzt für die, die schwächer sind. Ich wünsche mir, dass Deine Neugier auch denjenigen Kindern gilt, die in diesen Tagen große Angst haben müssen in der Welt. Für all die Fragen, die wir nicht beantworten können, bleibt uns, Kindern wie Erwachsenen, das Nachtgebet.

Petra Bahr leitet die Abteilung Politik und Beratung der Konrad-Adenauer-Stiftung. In ihrer Kolumne beantwortet sie Fragen ihres achnjährigen Sohnes über die Welt und Gott.



Pray for Paris?

Unmittelbar nach den Attentaten standen Gebetsaufrufe im Netz. Ist das nicht hilflos, gegen den Terror anbeten zu wollen? Ja, ist es, sagt unser Autor, aber es wirkt dennoch. Die Bitte an den gütigen Gott schützt **VON KLAUS HAMBURGER**

Pray for Paris« titelten internationale Blätter in der ersten Trauer. Auf Französisch – »Priez pour Paris« – war es nicht zu lesen. Man kann für Paris beten, keine Frage. Das wird dort niemanden stören, keiner dort übel nehmen, solange es innerhalb der Kirchen geschieht. Alles, was Einzelnen hilft, ist gut. Paris ist die Stadt der Religionsfreiheit, der Freiheit von Religion. Unter den Politikern gibt es nicht viele, die sich öffentlich als Christen bekennen. Eine katholische oder ökumenische Andacht von Abgeordneten, wie sie die Bonner und auch die Berliner Republik kennen, ist dort schwer denkbar.

Nur, für welches Paris soll man beten? Das, in dem die Beschlüsse gefasst wurden, militärisch in die Konflikte in Syrien einzugreifen, zum Beispiel? Für die lebensfrohe Stadt, in der es sich so stimmig feiern lässt, an der Seine, in den Cafés und Bistros, in den Tanzsälen? »Keep on rockin« hieß es bald wieder trotzig und keineswegs französisch-national. Für die Stadt, deren Sprache einst in der Diplomatie führend war? Für die Zentrale einer ehemaligen Kolonialmacht, deren Präsident sich noch spät im letzten Jahrhundert von einem afrikanischen Despoten Diamanten überreichen ließ?

Paris war immer wieder ein Schauplatz roher Gewalt, wo die Bastille nicht nur gebaut, zur Unterdrückung verwendet und, als sich die Zeit blutig wandelte, auch gestürzt wurde, in der 1961 Algerier, »französische Muslime«, nach einer friedlichen Demonstration erschossen, erschlagen oder in der Seine ertränkt wurden. Paris ist ein Ballungsraum, in dem Muslime auf der Straße beten, vor überfüllten Garagen, weil sie nicht die Möglichkeit haben, sich ausreichende Gebetshäuser zu errichten, und deren Anblick Laizisten unangenehm aufstößt. Paris ist auch die Stadt der Ghettos und der verbrannten Autos, des tiefschwarzen Humors oder eines gewaltsam ausgetragenen Mai 1968. Und das Paris, von dem einst Befehle ausgingen, die den Christen nichtkatholischen Bekenntnisses blutige Verfolgung und Tod brachten.

Unser Paris, das ist für unzählige Deutsche kein besitzanzeigendes Fürwort, sondern eine Liebeserklärung, also mehr noch als reine Solidarität in dunklen Tagen. Es gab Brandenburger, die 24 Stunden nach der Maueröffnung schon

vor dem Eiffelturm standen, um ihre Freiheit zu spüren und zu feiern. Das ging nirgendwo prickelnder als an der Seine. Paris, die Stadt der Träume, der Küsse, eine Stadt wie eine freie Liebe, die man nicht in Beschlag nehmen kann. Das bekam, im Zeichen eines anderen Terrors, der unselige deutsche Reichskanzler zu spüren, als er an einem Junitag 1940 wohlweislich in aller Frühe durch die »gespenstisch und unwirklich« wirkende Stadt fuhr, in der er, im langen Ledermantel wie erstarrt, den Fotos nach zu schließen wohl sich selbst unheimlich war. Vier Jahre später sollte die Stadt das büßen und vor dem Einmarsch der Alliierten in eine Ruinenlandschaft verwandelt werden. Das Dynamit war schon verteilt. Brennt Paris?, soll er den deutschen Stadtkommandanten angefragt haben. Paris brannte nicht.

Dieses Paris widersteht, als wäre es das gallische Dorf des Asterix und Obelix, die Römer in beliebiger Zahl nicht fürchten. Das sind Feiglinge, hieß es am Morgen nach der jüngsten Schreckensnacht unwirsch über die Terroristen, wir bleiben hier, wir lassen uns durch die nicht von unseren Straßen jagen, sonst hätten die doch gewonnen. Die Franzosen stecken Rosen in die Einschusslöcher an der Fassade der Bar »La Belle Equipe« beispielsweise, Totengedenken und Todesverhöhnung in einem.

Der deutsche Innenminister bekannte bei der Pressekonferenz nach den Anschlüssen: »Wer mag, kann beten. Ich tue es.« Das kann man von Kevelaer oder Altötting aus und genauso im Berliner Dom, im Hamburger Michel oder zu Hause auf dem Bett. Beten kann man überall, auch in Mekka, auf dem Petersplatz, dem Jakobsweg und einem Bittgang. Oder aber in Sacré-Cœur, auf dem Montmartre über den Dächern von Paris, einer Kirche, deren Architektur sich unter anderem an der Istanbuler Hagia Sophia orientiert, mit nationaler Ikonografie und einem Mosaik des brennenden Herzens Jesu in der riesigen Apsis. Mit ihrem Bau wollte die Kirche, vom Staat unterstützt, nach der Niederlage gegen die Deutschen 1870/71 den angeblichen geistlichen Niedergang eindämmen, der in ihren Augen für das militärische Desaster wie für den grausamen Bürgerkrieg, der ihm in Paris folgte, verantwortlich war.

Die Trennung von Staat und Kirche ist in Frankreich seit Beginn des 20. Jahrhunderts heilig. Aber in der Kathedrale von Notre-Dame und in Sacré-Cœur wurde oft für die Stadt, für das Land gebetet. Es waren innige Anrufungen für

das Vaterland in Not. »Dieu de clémence, ô Dieu vainqueur! Sauvez, sauvez la France, au nom du Sacré-Cœur – Milder Gott, siegreicher Gott, rette Frankreich im Namen des heiligsten Herzens Jesu«, reimte sich Milde auf Frankreich und Sieg auf Herz.

Der Pariser Erzbischof, Kardinal André Vingt-Trois, twitterte schon vor dem 13. November mehrfach, man solle nicht die religiöse Dimension in den Problemen des Landes vernachlässigen. Neben der dreitägigen Staatstrauer lud die Kirche nun zu Gottesdiensten ein, um »zu einem Gott des Friedens und der Hoffnung« zu beten, »in der Gewissheit, dass das Böse nicht triumphieren wird«, wie es der Generalsekretär der französischen Bischofskonferenz am Vormittag nach der schrecklichen Nacht formuliert, wobei er nicht hinzuzufügen vergisst, dass es neben der Angst auch Solidarität gebe.

Der Terrorismus dagegen will spalten. Frankreich, heißt es, habe am 13. November erneut der Krieg eingeholt. Der französische Staatspräsident, Papst Franziskus, der deutsche Bundespräsident, sie sprechen das Wort mühelos aus. Für den amerikanischen Präsidenten ist es selbstverständlich. Wie weit muss die Politik gehen? Kann sie die militärischen Mittel überschätzen? Und wenn es Krieg ist, soll man sich hineinziehen lassen? Frankreich braucht sich diese Frage nicht mehr zu stellen, es kämpft, seine Feinde sehen das Blutbad von Paris als Racheakt. Deutschland steht nicht im Krieg, vielleicht aber an einer Wegabelung. Die Terrororganisation immerhin wirft beide Länder im Namen der Kreuzzüge in einen Topf.

Der Staatspräsident spricht davon, unbarmherzig zurückzuschlagen, unerbittlich, schonungslos. Der Pressesprecher im Vatikan empfiehlt zur selben Stunde eine andere Antwort, die des Heiligen Jahres, des Jahres der Barmherzigkeit. Der Pariser Kardinal, der in Notre-Dame am Sonntagabend einer Messe für die Opfer, ihre Angehörigen und für das Land vorstand, versuchte in seinen Kurzbotschaften unsichtig zu vermitteln. Er twitterte im Akkord: »Die Ereignisse laden jeden von uns ein, die Werte zu überprüfen, denen wir höchste Wichtigkeit zumessen«; »Wir können ein Zeugnis geben, nämlich diese Anfechtung mit Gottvertrauen durchzustehen«; »Kurz vor dem Jahr der Barmherzigkeit kommt es darauf an, dass wir unsere erste Reaktion durch die Liebe Gottes umformen lassen«; »Hass ist ein sehr verständlicher Reflex, aber

wir versuchen als Jünger Christi zu leben«; »Angesichts eines Aktes der Barbarei, der im Namen Gottes geschieht, sollen wir fähig sein, unserem Glauben an einen Gott des Lebens Ausdruck zu geben«; »Ich bete dafür, dass die Franzosen mit Würde reagieren und ohne in die Falle des Hasses oder der Rache zu gehen«; »Die Terroristen sind in einem System der Barbarei gefangen, haben wir ein starkes Herz, also die Fähigkeit des Menschen, aufrecht stehen zu bleiben«.

Für andere zu beten verändert das eigene Bewusstsein. Ereignisse wie die in Paris können aus einem erlebnisorientierten, iPod- und iPhone-gestützten Schlafwandlertum zu einer tiefen Vernetztheit führen, wenn man zum Beispiel ruhig und ohne zerpfückende Erklärungen dabei verweilen kann, dass alle Menschen sterblich sind, und zwar in jedem Augenblick. Dass das Maß unseres Lebens sich nicht an der Zeit festmacht, und es auch keinen Ort gibt, an dem man sich in völliger Sicherheit wiegen kann. Vielleicht lebt es sich dann anregender, wie in einem langen Urlaub in Paris, erlebt man dann ein Konzert oder ein Rendezvous viel tiefer, weil man nicht innerlich bereits beim nächsten ist. Weise ist es, das Leben als Kostbarkeit zu nehmen und daran festzuhalten, selbst im Leid. Nichts anderes machen die Überlebenden der Anschläge in Paris.

Attentäter töten wahllos. Wer ganze Vergnügungsstätten hochgehen lassen will, fragt nicht danach, woher die Besucher stammen, woran sie glauben, wovon sie überzeugt sind, zu welcher Schicht sie gehören. Ganz unterschiedliche, eigenständige Menschen schmelzen in den eingetrübten Augen der Attentäter zu einem Klumpen zusammen, den es zu beseitigen gilt. Und weil ein solcher Terrorismus jeden treffen kann, gibt er Anlass, zu überlegen, was die vielfältige Menschheit verbindet. Man kann nicht vor dem Terror fliehen, selbst die, die vor ihm anderswo geflohen sind, holt er nun in Europa wieder ein.

Islamistische Terroristen fühlen sich einem unerbittlichen Gott gegenüber verpflichtet, so total, dass dem Glaubenden kein Spielraum bleibt. Verpflichtet er sich nicht, gehört er zu den Ungläubigen und ist verloren, verpflichtet er sich, droht ihm bei jedem Schritt lebenszerstörende Schuld. Ob dieses Gottesbild vom Koran und der großen Tradition seiner Auslegung abgedeckt werden kann, lässt sich mit Recht fragen. Es ist nicht gleichgültig, woran man glaubt.

Es gibt ein bewährtes Gegengift: In offener Verständigung den anderen gelten zu lassen, anzuhören, und auch sich selber zu offenbaren, sich infrage stellen zu lassen. Dafür zu kämpfen, dass der andere seine Meinung sagen kann, auch wenn sie der eigenen zuwiderläuft.

Es gibt eine für alle erreichbare Möglichkeit, ein Gegengewicht zum blinden Terror zu setzen, nämlich gemeinsam sehen lernen. Da sind Visionen zulässig, der Traum von Stammtischen beispielsweise, an denen Muslime und Christen gemischt Platz finden, eine Neuheit, die alte Tradition werden könnte, gemäß der Schilder, die in manchen Wirtsstuben hängen: Hier sitzen die, die immer hier sitzen. Und wo erst einmal Christen und Muslime zusammensitzen, das ist das Neue an der Begegnung, finden auf einmal auch die anderen einen festen Platz. Vielleicht ist das eine Entwicklung, die sich weniger leicht aufhalten lässt, als es unter dem Eindruck der Terroranschläge den Anschein hat.

Kann man gegen Terror anbeten? Will das laizistische Frankreich in unser Gebet eingeschlossen werden? Ist das nicht naiv?

Wer sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts für ein Ende der deutsch-französischen »Erbfeindschaft« verausgabte, wurde in der Zwischenkriegszeit belächelt, beargwöhnt und durch den Zweiten Weltkrieg scheinbar noch mal eines Besseren belehrt. Heute ist die Freundschaft zwischen den einstigen Feinden so selbstverständlich, dass ihre Wegbereiter, die entschieden aus dem Geber lebten, weithin in Vergessenheit geraten sind.

Ein stilles oder heftiges Gebet könnte auch einen Laizisten rühren, das der Tränen. Wer hätte vor 100 Jahren gedacht, dass eine deutsche Regierungschefin den Satz sagen würde: »Wir weinen mit Ihnen«?

Beten heißt einwilligen, dass man selbst und seinesgleichen nicht das Maß aller Dinge ist. Weil man sich an einen wendet, der größer ist, einen, dem man sich verdanken kann. Einen Gott, vor dem man nicht zittern muss, weil man ihm vertraut. Aus dessen Zuwendung man Kraft schöpft, sich anderen zuzuwenden.



Klaus Hamburger gehörte 30 Jahre lang der Gemeinschaft von Taizé an. Heute ist er katholischer Gefängnis- und Krankenhausseelsorger und Publizist.



Die Stille nach den Schüssen: Trauernde vor der Konzerthalle Bataclan in Paris.

Man wendet sich an einen, der größer ist, an einen, dem man sich verdanken kann. An einen Gott, vor dem man nicht zittern muss, weil man ihm vertraut.



Die offene Gesellschaft muss sich darüber im Klaren sein, dass der Hass gegen den Terror die menschlichen Züge verzerrt.



Welt in Ordnung: der Eiffelturm am französischen Nationalfeiertag.

Leben statt beten

Küsse! Champagner! Musik! Das sind die richtigen Antworten auf den Terror. Kontemplation wäre Resignation, ist ANDREAS ÖHLER überzeugt

Gott schenkt uns keinen Frieden, schon gar keine Siege. Wäre es anders, würde der IS, der die »Richtigkeit« seiner mörderischen Irrlehre allein durch seine Expansion zu bestätigen sucht, noch massiver vorgehen. Schenkte Gott uns Siege und Frieden, müsste er auch Kriege über uns schicken. Das würde bedeuten, er ließe sich von einer ganz und gar menschengemachten Weltgeschichte in den Dienst nehmen, er würde reduziert auf ein metaphysisches Pendel, das mal zugunsten der einen, mal der anderen Seite ausschlägt.

Wer Gott im Kampf hinter sich glaubt, ist leider zu allem fähig, das zeigen die Jahrhunderte blutiger Religionskriege. Wer betet, dass Gott seine Feinde zerschmettern möge, und mit ihm zürnt, wenn sich herausstellt, dass das Gebet nicht erhört wird, arbeitet an der Zerrüttung seines Verhältnisses zur höheren Instanz. Er kann nur enttäuscht werden, weil er nicht über die Frage hinauskommt: »Was ist das für ein Gott, der in Paris das zulässt?«

Gott rächt sich nicht für Frevel an ihm. Als am 7. Januar dieses Jahres die elf Karikaturisten der »Charlie Hebdo«-Redaktion in Paris in der Rue Nicolas Appert von islamistischen Terroristen erschossen wurden, meldeten sich auch fromme Christen zu Wort, denen die Ehrfurcht zum Gott der Bruderreligion am Herzen liegt. Ihre Naivität machte sie zu Terrorverstehern. Es gab Stimmen, die sagten: Warum mussten die denn auch so blasphemische Cartoons zeichnen? Haben sie sich ihren Tod nicht ein wenig selbst zuzuschreiben, wo man

doch weiß, dass auf die Beleidigung des Propheten die Fatwa ausgesprochen wird? Aber dass nun genau diese Rächer im Namen Allahs jede andere Lebensform zerstören, zeigt, wie grotesk es ist, sich in die religiösen Motive irrer Täter hineinzuversetzen.

Jene Menschen, die an einem Freitag, dem Dreizehnten in diesem November getötet wurden – sie wollten nur etwas essen gehen, ein Konzert besuchen, einen Drink in der Bar zu sich nehmen, ein Freundschaftsspiel zwischen Frankreich und Deutschland verfolgen. Das waren Muslime, Christen, Atheisten, Juden, Buddhisten – das ferngelenkte Killerkommando mordet ohne Unterschiede. Seine Wahnsinnslogik: Wen es getroffen hat, der muss schon wegen seines Lebensstils ein »Ungläubiger« sein.

Kann man so einem Irrsinn mit Beten begegnen? Gibt es etwas zu büßen vor Gott, dass Menschen in Paris Opfer eines solch apokalyptischen Szenarios werden mussten? Sicher nicht. Es hat alle wahllos getroffen, es hätte jeder sein können. Schuld und Sühne, Sünde und Strafe – all diese Theologeme führen hier zu nichts. Allein der Trost für sich und andere, den ein altruistisches Beten in sich birgt, weist hier nach vorne. Ein gemeinsames Beten in der Gemeinde macht, dass man sich nicht alleine fühlt angesichts eines solchen Grauens, das so blindwütig agiert.

Aber ein Gebet, das Gott anruft, an den Feinden des Lebens tödliche Vergeltung zu üben, ist fehl am Platze. Ebenso apokalyptisches Beten: Die Pariser Bevölkerung ist nicht vergleichbar mit den letzten Passagieren auf der untergehenden »Titanic«, die mit dem Bordorchester einen Choral anstimmen und damit ihre arme Seele dem Herrn anempfehlen. Es sind auch keine auf einer Insel ausgesetzten, in Festungen

ausgehungerten Verzweifelten, die sich im Angesicht des Todes einer höheren Macht überantworten.

Ein Rückzug in die Resignation, in die Katakomben der Verzweiflung, aus denen die Christen einst kamen, wäre das falsche Signal in einer Auseinandersetzung mit Islamisten, die uns als Kreuzzügler verfluchen und Allah als Geschütz gegen den christlichen und den jüdischen Gott auffahren.

Die Antwort auf so eine Kampfansage heißt einfach nur: leben! Und Paris ist der Inbegriff für lebendiges Leben, es ist getroffen, aber nicht tödlich. Der überlebende »Charlie Hebdo«-Cartoonist Joann Sfar, der gegen die Twitter-Initiative »#PrayforParis« anzeichnete, schreibt: »Freunde aus der ganzen Welt, danke für #PrayforParis, aber wir brauchen nicht noch mehr Religion! Wir glauben an Musik! Küsse! Leben! Champagner und Freude! #ParisistLeben.«

Paris kann Beten sein – das innerlich immer etwas bewirkt, äußerlich aber nichts bewegt. Das Beten ist außer bei Mönchen oder Nonnen eines kontemplativen Ordens oder einer jüdischen Gebetsschule nur eine geistliche Begleiterscheinung. Falls der französische Präsident Hollande nun den Kriegszustand mit dem IS verschärft, hilft ihm auch kein kirchlicher Segen dabei. Er sollte bei seinem Landsmann, dem großen Essayisten Michel de Montaigne, nachschlagen, der die Zeilen hinterließ: »Furchtbarer Krieg. Die anderen wirken äußerlich, doch dieser zernagt sich selbst und geht am eigenen Gift zugrunde. Sie wollen über sich hinausgehen und sich über die Menschen erheben. Das ist Wahnsinn; anstatt sich in Engel zu verwandeln, verwandeln sie sich in Bestien.«

Hilft Beten gegen Bestien? Vielleicht hilft ein Blick in die menschengemachte

Weltgeschichte, aus der sich Gott heraushält. Als die jüdischen Partisanen sich 1944 einer tödlichen Übermacht mordender SS-Schergen im Wilnaer Ghetto gegenüberstehen, sangen sie dennoch ein jiddisches Lied, das dort angesichts der größten Verzweiflung geschrieben wurde. Es trägt den Titel: »Mir leben ebig – wir leben ewig«. Der Text: »Wir leben ewig/ Es brennt eine Welt/ Wir leben ewig/ Ohne einen Groschen Geld/ Allen Feinden zum Trotz/ Die uns anschwärzen/ Wir leben ewig, wir sind da/ Wir leben ewig in jeder Stunde/ Wir wollen leben/ Und erleben/ Und schlechte Zeiten überleben/ Wir leben ewig/ Wir sind da.«

»Mir sajnen da!« – In Vilnius ging es ums Überleben. In Paris wurde unser Lebensstil attackiert, das sprichwörtliche Savoir-vivre wurde zum Terrorziel. Ein französisches Sprichwort lautet: Alles endet als Chanson, alles mündet am Ende in einem Lied. Vielleicht ist auch das jiddische Partisanenlied ein Gebet, es entwickelt zumindest eine unbändige Kraft in einer aussichtslosen Lage.

Es ist nur naheliegend, dass dieses Lied in Israel heute eine heimliche Nationalhymne ist und im zionistischen Aufbau des Landes eine große Rolle spielte. Alle Staaten, die vom Terror im eigenen Land heimgesucht werden, können von Israel lernen: Dort besteht eine Zivilgesellschaft, deren Bürger in diesen Tagen täglich Messerattacken ausgesetzt sind, fast schon verbissen auf ihrer Lebensfreude. Die Stadt Tel Aviv schläft nie, die Bars, Restaurants, die Spielplätze, die Beach-Sportanlagen, die Uferpromenaden sind ununterbrochen bevölkert mit Menschen, die ihre Lebenslust als Ausdruck ihres Überlebenswillens zelebrieren. Man sucht die Öffentlichkeit, wenn die Gesellschaft angegriffen wird, und zieht sich nicht in die Häuser zurück.

Das öffentliche Leben er stirbt nie. Man vertraut dem engmaschigen Sicherheitsnetz, das rigoros zurückschlägt. Da in Israel der wahllose Terror kein Ausnahmezustand ist, ruft dort niemand einen solchen mehr aus. Und überdies: Nirgends auf der Welt wird so viel gebetet wie in Jerusalem.

Wenn der EU-Politiker Martin Schulz dieser Tage verkündet, der Terror sei ein Risiko, mit dem wir im 21. Jahrhundert wohl werden leben müssen, dann sagt er das nicht, um Panik zu verbreiten. Die offene Gesellschaft muss sich darüber im Klaren sein, dass der Hass gegen den Terror die menschlichen Züge verzerrt. Schon immer haben die Terroristen es darauf angelegt, dass der verletzte Staat seine humane Maske fallen lässt, seine »wahre Fratze« zeigt und mit übermäßiger Härte zurückschlägt, sodass sich die Täter als Märtyrer inszenieren können. Israel leidet unter dieser Spirale der Gewalt durch die Hamas noch heute, ohne einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden, das Frankreich in Zukunft auch drohen könnte.

Erst kürzlich starb der jüdische Philosoph André Glucksmann in Paris. Die Mordserie erlebte er nicht mehr. Er hinterließ ein paar Sätze, die sehr genau passen zu den Ereignissen in seiner Stadt: »Hass ich den Hass? Kein bisschen. Ich habe festgestellt, wie hartnäckig und gewalttätig er ist, vor allem aber, wie rücksichtslos er seinen ursprünglich innewohnenden Willen verfolgt, sich Gott gleichzumachen. Er entscheidet über das Alpha und Omega der Schöpfung, er glaubt, es sei ihm alles erlaubt ... Die anständigen Menschen, aufrichtigen Geistlichen kennen ihre Grenzen. Sie brauchen den Hass nicht zu hassen, um sich seinem tödlichen Wahn zu widersetzen und über seine Lächerlichkeit zu lachen.«



Verrückte, heile Welt: eines der typischen Straßencafés.

Wer Gott im Kampf hinter sich glaubt, ist leider zu allem fähig. Das zeigen die Jahrhunderte blutiger Religionskriege.



Gastgeber Chaim Jellinek (links) zusammen mit einigen Flüchtlingen im Museum.

Muhammed trifft Mendelssohn

Verständigung durch Sightseeing – die Jüdische Gemeinde Berlin zeigt zum Mitzvah Day syrischen Flüchtlingen die Holocaust-Gedenkorte. Doch wollen sie die überhaupt sehen? VON ANTJE HILDEBRANDT

Als der Bus an einem syrischen Restaurant vorbeifährt, geht ein Ruck durch die Gruppe. Im Bus sitzt Hassan, 21, aus Damaskus inmitten einer Handvoll syrischer Flüchtlinge. Die Jüdische Gemeinde hat sie zu einer Stadtrundfahrt eingeladen: Berlin, auf den Spuren der jüdischen Geschichte. Sightseeing mit Synagoge und Otto-Weidtmuseum, dem Denkmal eines Bürstenfabrikanten, der jüdische Arbeiter vor der Deportation bewahrte.

Jahreszahlen, Daten, Hintergründe. Es ist alles ein bisschen viel auf einmal. Der Holocaust, sechs Millionen Tote, und im Hintergrund die unausgesprochene Frage: Was hat das mit ihnen zu tun und den anderen Menschen, die vor dem Krieg nach Deutschland geflüchtet sind? In ein Land, das im Rest der Welt zwar den Ruf genießt, es sei offen und tolerant, das aber insgesamt noch immer schwer an seiner eigenen Vergangenheit trägt?

Da tut es gut, wenn man den Fokus für einen Moment auf die Dinge legt, die Leib und Seele zusammenhalten. »Hier gibt es das beste syrische Essen aus Damaskus«, sagt Chaim Jellinek, 59, der Gastgeber der Jüdischen Gemeinde. Ein Mann, der aussieht, wie man sich den biblischen Vater Abraham vorstellt: weißer Rauschbart, imposanter Bauch. »Falsch«, korrigiert ihn Hassan auf Englisch. »Der Besitzer kommt aus dem Irak, aber das Essen ist wirklich gut.« Der Bus lacht. Es klingt befreit.

Momentaufnahme vom Mitzvah Day, dem Tu-erwas-Gutes-Tag für Juden. Einmal im Jahr engagieren sich jüdische Gemeinden weltweit für Menschen, die am Rande der Gesellschaft stehen, für Obdachlose, für Alte oder verwaiste Kinder. Die Idee kommt aus den USA. Seit 2012 machen auch jüdische Gemeinden in Deutschland mit. Es ist eine gute Gelegenheit, öffentlich Flagge zu zeigen. Hierzulande sind Juden eine Minderheit. Bundesweit gehören über 100 000 einer der 105 Gemeinden an, Tendenz rückläufig. Deutschland wird zwar als Wahlheimat für junge Israelis immer attraktiver. Aber ihren Glauben leben die meisten lieber in den eigenen vier Wänden aus, wenn überhaupt. Er ist Privatsache. Ein bisschen PR in eigener Sache kann da

nicht schaden, hat sich der Zentralrat der Juden gedacht.

Und was lag da näher, als sich für den Mitzvah Day ein Thema zu suchen, das momentan alle Bundesbürger beschäftigt: Flüchtlinge aus dem Nahen Osten. Es geht um Menschen, von denen der Vorsitzende des Zentralrats der Juden, Josef Schuster, mit Blick auf die Terroranschläge von Paris sagt, man empfinde einerseits große Empathie für sie, schließlich wisse kaum jemand besser als die jüdische Gemeinschaft, was Flucht und Heimatverlust bedeuteten. Andererseits frage man sich aber, welche Haltung diese Araber zu Israel und zu den Juden hätten. In einem Land wie Syrien, sagt Schuster, sei der Antisemitismus besonders ausgeprägt. »Diese Prägung legen die Menschen nicht automatisch ab, wenn sie die Grenze nach Deutschland überschritten haben.«

Meint er damit auch Hassan, Muhammed und Maher? Sie kamen alle drei ganz allein aus Damaskus, der eine Uhrmacher, der andere IT-Ingenieur, der Dritte Arzt. Jetzt stehen sie ein bisschen verloren vor dem Moses-Mendelssohn-Gymnasium in Berlin-Mitte, dort, wo die Stadtführung beginnt. Sie sind schon seit einigen Monaten in Berlin, doch von der Stadt haben sie bislang kaum etwas gesehen – jedenfalls nicht die typischen Hotspots wie Reichstag, Mauer oder Brandenburger Tor. Ihr Leben spielt sich ab zwischen Behörden, Volkshochschulen oder Bibliotheken.

Über jüdische Geschichte wissen sie nicht viel. Klar, vom Holocaust haben sie gehört und auch davon, dass er dazu geführt hat, dass Zehntausende nach 1945 nach Palästina ausgewandert sind, um sich dort den Traum vom eigenen Staat zu erfüllen. Der Anfang des Nahostkonflikts, wenn man so will. Aber das Interesse an jüdischer Geschichte ist nicht der Grund, warum sie jetzt bei strömendem Regen hinter Chaim Jellinek herlaufen, vorbei am symbolischen Grabstein für Moses Mendelssohn (1729–1786), dem berühmten Philosophen der Aufklärung, der schon im 18. Jahrhundert erkannte, dass Bildung der Schlüssel zur Emanzipation ist. – Mendelssohn wer?

Muhammed, 30, starrt ratlos auf den schwarzen Grabstein. Er hat sich eine schwarze Wollmütze über die Ohren gezogen. Er ist gekommen, weil er neue

Leute kennenlernen will. Für November ist es relativ mild draußen, doch Muhammed fröstelt. Der Schock über die Terroranschläge von Paris steht ihm noch ins Gesicht geschrieben. Er sagt: »Keiner versteht besser als wir, was es bedeutet, zu erleben, wie Menschen auf offener Straße erschossen werden. In Syrien erleben wir das jeden Tag. Doch davon bekommt ihr hier in Europa gar nichts mit, und wenn doch, geht ihr schnell wieder zur Tagesordnung über.« Er hat gerade andere Sorgen als Mendelssohn und die Aufklärung. Sein Smartphone klingelt. Es ist seine Mutter, sie lebt jetzt in einer kleinen Stadt eine Autostunde entfernt von Damaskus, seit dieser Hubschrauber kam und ein Fass mit TNT abwarf, das ihr Haus in Schutt und Asche legte.

Muhammed sagt, seither bekomme er jedesmal Herzszenen, wenn er das Brummen von Rotorblättern höre. Am Telefon gibt er sich betont cool. Er sagt: »Mir geht es gut, Mama. Ich bin in Berlin. Hier kann mir nichts passieren.« Er lächelt gequält. Er sagt, in Syrien sei er nie besonders gläubig gewesen. Erst in Deutschland habe er entdeckt, wie viel Halt ihm sein Glaube gebe. Er hat sich als Erstes eine Moschee gesucht. Er betet jetzt regelmäßig, wenn möglich fünfmal am Tag. Mit Juden, nein, mit Juden habe er noch nie ein Problem gehabt. Er werde jedesmal sauer, wenn er höre, wie die israelische Regierung die Araber fertigmache. Stocksauer. Aber Politik sei das eine, Religion das andere. Der IT-Mann ringt nach Worten. Er sagt, er respektiere Juden genauso wie Christen oder Angehörige anderer Konfessionen, das liege in der Natur des Islams.

Viele sind es nicht, die der Einladung zum Mitzvah Day gefolgt sind. Ein Dutzend Flüchtlinge, dazu einige Journalisten und Mitglieder der Jüdischen Gemeinde. Chaim Jellinek scheint es nicht zu beirren. Er hat sich die Aktion ausgedacht. Er sagt, in einer Mehrheitsgesellschaft seien Juden und Muslime doch in der Minderheit. Höchste Zeit also, dass sie einander die Hand reichten und sich verbündeten. Chaim ist nicht sein Geburtsname. Er hat ihn sich selber ausgesucht, als er, der Arzt und gebürtige Berliner, vor 20 Jahren zum Judentum konvertierte, nach der Hochzeit mit seiner Frau, einer Tochter ungarischer Holocaust-Überlebender. Sie haben

vier schulpflichtige Kinder. Er sagt: »Wir wollen den Kindern ein positives Bild vom jüdischen Glauben vermitteln. Sie sollen nicht mit der Last der Schoah aufwachsen.«

Doch so leicht ist das eben nicht in Berlin, und so, wie es aussieht, wird es auch immer schwerer. Jellinek sagt, »du Jude« sei auf manchen Schulhöfen das beliebteste Schimpfwort nach »du Opfer« und »du Schwuler«. Er sieht das ja an seinem zwölfjährigen Sohn, der die 8. Klasse eines Gymnasiums in Neukölln besucht. Er sagt, der würde sich nie trauen, mit Kippa zur Schule zu gehen. Zu groß sei die Angst, von Mitschülern gemobbt oder gar verprügelt zu werden. So sieht sie aus, die Realität in einem Land, das seine Türen für alle Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem Nahen Osten offen hält, entgegen der Warnungen von Sicherheitsexperten.

Chaim Jellinek seufzt. Er sagt, den Hass auf Juden bekämen die Kinder eben von ihren Eltern eingepflegt. Menschen ohne Perspektive, denen die Politik das Attribut »bildungsfern« aufgestempelt hat. Man könnte von Opfern einer versäumten Integrationspolitik sprechen. Doch Jellinek sieht sich selber als Opfer. Und da hört sein Verständnis auf. Er sagt, diese Eltern setzten die Begriffe »Jude« und »Feind« gleich. Und so müssten seine Kinder ertragen, was er nie gewollt habe. Er macht eine dramaturgisch kunstvolle Pause: »Dass sie zu Stellvertretern im Nahostkonflikt werden.«

Die Reisegruppe hat sich jetzt einen Weg durch das Labyrinth der Hackeschen Höfe zum Museum Otto Weidtm gebahnt. Drinnen ist es warm, doch Muhammed setzt seine Mütze nicht ab. Er fröstelt noch immer. Es ist jetzt 75 Jahre her, dass Otto Weidtm unter dem Dach dieses dreigeschossigen Hauses jüdische Bürger versteckt hat. Weidtm war selber erblindet. In seiner Blindenwerkstatt stellte er Bürsten für die Gewehre der NS-Armeen her. Hier beschäftigte er aber auch Juden. Einige versteckte er in einem Raum, der sich hinter einem Kleiderschrank verbarg. Rabbiner Nils Ederberg erzählt diese Geschichte. Er ist Dozent für Jüdische Theologie an der Uni Potsdam und Ehemann der Rabbinerin der Jüdischen Gemeinde in Berlin. Er führt Chaim Jellinek und die Flüchtlinge auf die Reise in die

Vergangenheit. Ein Mann wie ein wandelndes Geschichtsbuch. Fakten, Jahreszahlen, Hintergründe.

Ederberg spult sie routiniert ab. Auch die Passage von der Familie Horn, die monatelang in diesem fensterlosen Raum lebte, bis sie ein Spitzel an die Gestapo verriet. Otto Weidtm kam ungeschoren davon. Er hatte die Geheimpolizei bestochen. Die Horns wurden deportiert. Sie starben 1943 im KZ Auschwitz. Mutter, Vater und zwei Kinder.

Ederberg spricht jetzt vom German Trauma und darüber, wie es die aktuelle Kontroverse über die Flüchtlingspolitik überschattete. Er sagt: »Viele Deutsche wollen gar nicht nur helfen um des Helfens willen. Sie wollen sich auch nicht den Vorwurf gefallen lassen, den gleichen Fehler wie ihre Vorfahren zu machen.« Das kollektive schlechte Gewissen als Motor der Willkommenskultur? Deutschland erscheint plötzlich in einem anderen Licht, nackt und ein bisschen hässlich. Und auch der Heiligenschein der Kanzlerin verblasst. Doch verstehen das die Syrer?

Maher hat zwischendurch sein Handy herausgeholt, um mit Freunden über Facebook zu chatten. Er ist 25, Arzt, ein Paar riesiger Kopfhörer hängt an seinem Hals. Er heißt eigentlich anders, aber seinen richtigen Namen will er nicht nennen. Er sagt, als Arzt habe er in Damaskus mit Kollegen auch Menschen geholfen, die das Assad-Regime hätte verbluten lassen, weil sie Regimegegner waren. Er habe Angst, das Leben seiner Mitstreiter in Syrien zu gefährden. Von den Konzentrationslagern im Dritten Reich will er schon einmal etwas gehört haben, aber sonst? Maher grinst verlegen. »Europäische Geschichte steht in unseren Schulen nicht auf dem Lehrplan.« Das Schicksal der Familie Horn habe ihn jedoch sehr berührt. Vier Menschen, versteckt in ei-

nem fensterlosen Raum. Er sagt, er habe plötzlich an seinen Freund Yasin denken müssen, der seit zwei Jahren in einer Zelle in einem Gefängnis in Damaskus sitzt, mit einem gebrochenen Arm und um 30 Kilo abgemagert. »Und alles nur, weil die Polizei eine syrische Flagge mit drei statt zwei Sternen bei ihm fand«, dem Symbol der Gegner des Diktators Assad.

Mahers Lächeln verschwindet. Bekommen die Jungs keine Angst, wenn sie hören, dass Juden in Deutschland vor 75 Jahren mit derselben unerbittlichen Härte verfolgt wurden wie heute die Gegner des IS? Jenes Terrorregimes in Syrien, das seine Killerkommandos jetzt auch dort hinschickt, wo sie viele Unschuldige mit in den Tod reißen, nach Europa? Hilfloses Schulterzucken.

Die Jungs sitzen jetzt im Café Selig in Neukölln an einem Tisch mit Aktivisten des Vereins Salaam Schalom. Es ist die zweite Station ihrer Stadtführung. Die Initiative Salaam Schalom probt den Brückenschlag zwischen jüdischer und arabischer Minderheit. Sie macht sich stark für das Tragen von Kopftüchern im öffentlichen Dienst und gegen antisemitische Parolen bei Solidaritätskundgebungen für die Bewohner des Gazastreifens in Israel. Es klingt ein wenig realitätsfern: Studenten der Islamwissenschaften und gelangweilte Mütter versuchen, die Welt zu retten. Chaim Jellinek kann seinen Ärger nur mit Mühe unterdrücken. Da muss er täglich dafür kämpfen, dass seine Kinder als Juden in der Schule nicht benachteiligt werden. Und dann muss er sich anhören, dass Salaam Schalom gerne muslimische Lehrerinnen mit Kopftuch hätte? So hatte er sich seine Mission nicht vorgestellt.

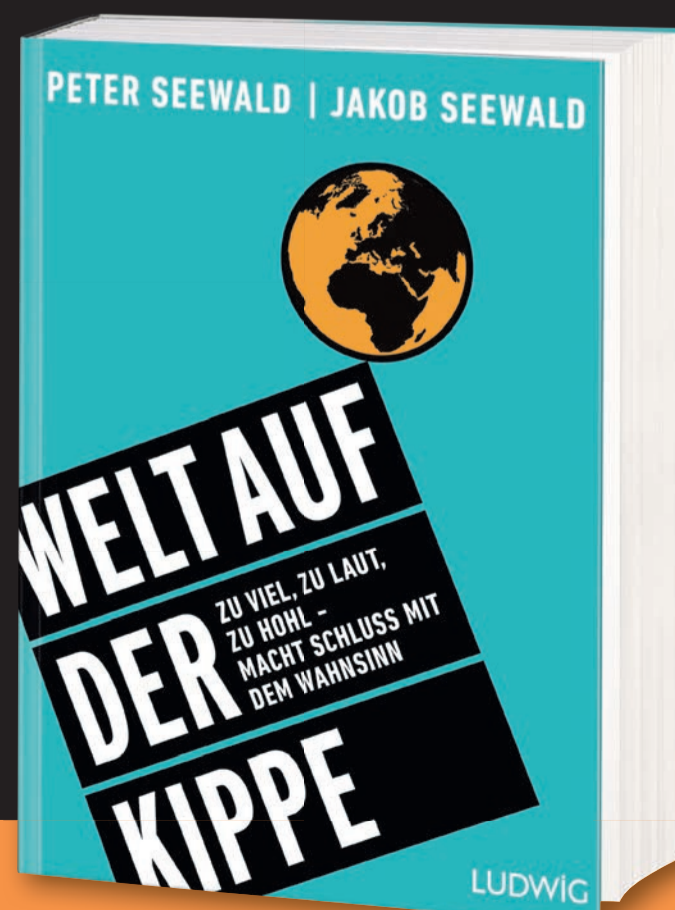
Am Ende der Stadtrundfahrt sitzt er erschöpft in der Kantine der Jüdischen Synagoge. Die Gemeinde hat zum Essen eingeladen. Es gibt Hummus, Salat und Linsensuppe. Alles koscher, alles halal. In der Küche funktioniert er, der Brückenschlag zwischen jüdischer und muslimischer Kultur. Mit am Tisch sitzt Rabbinerin Gesa Ederberg. Mit leuchtenden Augen erzählt sie davon, dass ihre Gemeinde den Bau eines jüdisch-muslimisch-christlichen Kindergartens plant. Muhammed nickt höflich. Er mag die Linsensuppe und nimmt sich eine zweite Portion. So viel geballte Geschichte macht hungrig.

»In Syrien erleben wir jeden Tag, wie Menschen auf der Straße erschossen werden. Doch davon bekommt ihr in Europa gar nichts mit.«

Empört euch nicht nur, macht was!

Zwei Generationen – ein scharfer Blick auf unsere Gegenwart

Immer rasender dreht sich die Welt, jede Sekunde rauschen unzählige Meldungen, Zahlen, Kurioses, Spektakuläres und Nebensächliches an uns vorbei. Mit genauem und kritischem Blick zeigen Peter Seewald und sein Sohn Jakob Zusammenhänge auf, die uns in der Flut der täglichen Nachrichten verborgen bleiben. Ein faszinierendes Protokoll einer sich rasant verändernden Welt, ein Spiegel des Wahnsinns, der den Planeten an den Rand des Abgrunds bringt.



272 Seiten, Klappenbroschur
€ 18,99 [D] · ISBN 978-3-453-28074-8
Auch als E-Book erhältlich
Leseprobe unter ludwig-verlag.de

LUDWIG

SAMMLUNG EIN BILD, EIN SATZ, EIN WUNDER

DER ATHEIST, DER WAS VERMISST

Hart erlernte Weichheit

Werden wir die Krieger umerziehen – oder sie uns? VON MARTIN AHRENDTS

Kurze Wege in der Soldatenunterkunft zum Spind, darin die Uniform, darauf das Marschgepäck mit der ABC-Schutzkleidung, kurze Wege zur Waffenkammer, zu den Hangars mit den rollenden, fliegenden Kriegsmaschinen: Aufsitzen und Abfahrt. Nicht nachdenken. Kurze Wege zu den eigenen Endorphinen, die uns zu Kriegern machen wollen. Was für ein langer Weg, eh ich es wagte, mich in der Politversammlung zum »Sinn des Soldatseins« zu melden, um diesen Sinn infrage zu stellen; man brach die Diskussion ab und drohte mir das Straflager Schwedt an. Da erst wünschte ich mir, ein Bausoldat zu sein, eine Möglichkeit, die mir zuvor im nebulösen Ruch der Verweichlichung erschienen war.



»Männer aller Länder, verhärtet nicht!« Der Ruf klingt nach Satire.

dienst drücken wollten. Was für langwierige öffentliche Debatten um die Deserteursdenkmäler. Was für ein mühevoller Identitätswandel europäischer Männer innerhalb einer Friedens-Generation. Was für ein langer Weg, bis Franzosen und Deutsche nur noch auf dem Fußballfeld gegeneinander kämpfen.

Bis zu diesem Freundschaftsspiel in Paris am Freitag, dem Dreizehnten. Dem Kommentator brach die Stimme, als er davon Nachricht bekam, was die hörbaren Detonationen zu bedeuten hatten. Ein weicher Mann wie ich, einer, der sich nicht scheut, es öffentlich zu zeigen. Hätte er seinen Kommentar bis zum Schlusspfiff knallhart durchgezogen, hätte er sich Gewalt antun müssen.

Wir haben es weit gebracht mit unserer hart erlernten Weichheit. Sie hat uns einiges gekostet und soll uns nun wieder genommen werden. Was für ein kurzer Weg zu den Männer-Endorphinen, zu den Waffen, was für ein langer, um Abstand davon zu gewinnen. Wer wird wen umerziehen in den kommenden Jahren? Die Krieger uns oder wir die Krieger? »Männer aller Länder, verhärtet nicht!« Der Ruf klingt nach Satire. Er folgt einem Männerbild, das die Christen mit dem Gekreuzigten vor sich her tragen, um es nach und nach zu verstehen.

Martin Ahrendts lebt als Schriftsteller in Berlin.

HAT DAS SINN, FRAU RINN?

Ein bisschen Spaß muss sein

Die Synode der Evangelischen Kirche nahm sich selbst mit Humor. Highlight der Veranstaltung: der bunte Abend VON ANGELA RINN

Evangelische sind fleißige und engagierte Zeitgenossen. Wer daran Zweifel hegt, hätte einfach einen Tag auf der EKD-Synode in Bremen verbringen sollen. Die Tagesordnung war mehr als stramm, die Agenda anspruchsvoll und aktuell, von Umweltfragen bis zur Flüchtlingshilfe wurde alles demokratisch diskutiert. Aber sind Evangelische auch lustig? Nach den Anschlägen in Paris zwei Tage nach der Synode ist mir klar: Wir brauchen Humor, um unsere friedliche Gesellschaft zu bewahren. Fanatikern ist das Lachen fremd. Wenn man sich in Bremen umschaute, entdeckte man zumindest auf den ersten Blick nicht unbedingt humoristische Fähigkeiten. Höchstens konnte man an Aufnahmen von »Mainz bleibt Mainz« aus den 1960er-Jahren erinnert werden.



Der Protestant ist ein Arbeitstier und will sich den Spaß verdienen.

nige der Höhepunkte: ein Hamburger Kirchenmann, der »Junge, komm bald wieder« mit so viel selbstironischem Pathos zum Besten gab, dass mir die Lachtränen kamen; ein aus Offenbach gebürtiger Kirchenmusiker, der eine witzig-souveräne Moderation hinlegte, und ein Synodaler aus der Nordkirche, der die EKD als »Einigung von Kohlbauern aus Dithmarschen« parodierte. Genial! Die Synode nahm sich selbst mit Humor. Das soll uns erst mal jemand nachmachen! Zwischendurch durften wir »Marmor, Stein und Eisen bricht« singen, nicht nur Frau Präses Schwaetzer zeigte Textsicherheit, wir schwangen die Feuerzeuge und die Stimmung näherte sich dem Siedepunkt.

Am nächsten Tag war dann alles vorbei, so wie am Aschermittwoch. Die Damen und Herren der Synode saßen wieder in Anzug und Kostüm beim Frühstück. Nur der Superintendent aus Lippe hatte helle Jeans und eine Trainingsjacke an. Ich hätte ihn fast nicht erkannt, er lächelte auch so entspannt. Möglicherweise wäre es eine gute Idee, den bunten Abend an den Anfang der Synode zu verlegen. Aber da machen die nicht mit, ich bin mir sicher. Der Protestant ist ein Arbeitstier und will sich den Spaß verdienen. Er kann sogar über sich selbst lachen, aber bitte erst, wenn die ernstesten Themen geklärt sind. So werden wir auch nächstes Jahr wieder die Tagesordnung abarbeiten, bis Mitternacht in hässlichen, fensterlosen Tagungsräumen, und nach Wegen suchen, wie man diese Welt ein bisschen menschenwürdiger gestalten kann. Bis zum bunten Abend. Aber dann!

Angela Rinn ist habilitierte evangelische Theologin, Mitglied der EKD-Synode und Pfarrerin in Mainz-Gonsenheim.



Fotos: United Archives/mauritus images; Emanuela Danielewicz/dpa/picture alliance; Christine Oppie; Harald Oppitz/KNA

Heute kuratiert von Artur Becker Seine Empfehlung:

Michael Pacher: Der heilige Augustinus und der Teufel (Flügelaltarszene, ca. 1430)

Warum haben Sie dieses Bild ausgewählt?

»Der Satan als gewiefter Bibelverkäufer, der zum Luxus verführt. Der Kirchenvater versteht.«



Kurator im November ist der deutsch-polnische Schriftsteller und Chamisso-Preisträger Artur Becker. 2014 erschien seine Venedig-Novelle »Sieben Tage mit Lidia«. Seine Essaysammlung »Kosmopolen« kommt im Frühjahr 2016 heraus.

Von ihrer Ehe war immerhin noch eine Freundschaft übriggeblieben, als Rainer Maria Rilke an seine Frau, die Künstlerin Clara Westhoff, 1904 ins Bremische schrieb: »Nun sollten Sie draußen bleiben in dem einsam werdenden Landhaus und sollten die geliebten Bäume leiden sehen in dem wachsenden Winde und sollten sehen, wie der dicke Garten vor den Fenstern zerreißt und weit wird und überall, auch an den ganz tiefen Stellen, den Himmel zeigt, der, unendlich müde, sich regnen lässt und mit schweren Tropfen an die alternen Blätter schlägt, die in rührender Demut sterben.« Ganz so sieht es aus, wenn ich aus dem Fenster meines Reetdachhauses in der Heide hinausschaue: nass, kalt, die Wiese voller gelber, roter, brauner Blätter. Vier Eichen stehen auf unserem Grundstück, jahrhundertalt. Auf den Bildern des Malers Otto Thiele, den die Kriegswirren 1946 nach Egestorf geworfen hatten und der sich Brot gegen Gemälde verdiente, stehen sie in bereits ehrfürchtiger Größe, ihre Kronen schlagen schon auf seinen Leinwänden turmhoch über den Dachfirsten zusammen.

Vier Eichen – die Blätter fallen zwar »in rührender Demut«, wie Rilke schrieb, aber wegräumen muss man sie und die Berge von Eicheln doch. Das dauert Tage. Sie sind in diesem Jahr besonders zahlreich, und dann, sagen die alten Bauern hier, gibt es einen besonders harten Winter. Zum Wochenende sinken die Temperaturen gegen null, also muss man die Beete leeren, den Kompost ausbringen, die Schneckenester zerstören. Und die Gartenprofis lassen jetzt gar Bodenanalysen machen und lassen Humusgehalt, pH-Wert und den Gehalt an Kalzium, Phosphor, Kalium, Magnesium, Kupfer, Eisen, Mangan

GARTEN EDEN

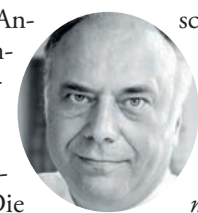
Herbst in Europa

VON MICHAEL RUTZ



Zeit, die Gedanken schweifen zu lassen zu den Geschehnissen der Zeit, rund um den Anschlag in Paris, die sich schließenden Grenzen Europas, den inneren politischen Zustand unseres Landes und seiner Parteien. In der »Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung« fordert einer der Herausgeber Angela Merkel indirekt zum Rücktritt auf (»Die

Deutschen haben nichts gegen ein freundliches Gesicht an der Spitze ihrer Regierung. In solchen Zeiten aber wollen und müssen sie ein anderes sehen: ein hartes«). Die Union ist in sich unruhig, die Koalition sowieso, Europa wird von unsolidarischem Nationalismus zerfressen – ein zu hoher Preis für die noch immer beinahe ungebremste und zu wenig kontrollierte Aufnahme von Flüchtlingen. Rilkes »Herbsttag« endet: »Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr./ Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,/ wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben/ und wird in den Alleen hin und her/ unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.« Es ist Herbst in Europa, und man wünschte sich ein Wunder, das die ruhigen Zeiten europäischen Friedens, europäischer Solidarität und europäischen Aufbauwillens zurückbringt.



Michael Rutz, ehemaliger Chefredakteur des Rheinischen Merkur, ist Kommunikationsberater in Berlin. In seiner Kolumne verknüpft er die Sorgen eines Kleingärtners mit der großen Politik.